

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt**

23 (4.6.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten



# Unterhaltungsblatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 23. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 4. Juni 1858.

### Eine Auswandererfamilie.

(Fortsetzung.)

Der Freiherr an Frau von Boosfeld's Seite, sprach der Verzagenden Muth ein.

„Hegen Sie keine Besorgnisse, meine gnädige Frau, diese Amerikaner klettern wie die wilden Katzen. — Sehen Sie, er spricht schon von unten mit den Leuten.“

„Er ist glücklich hinunter gelangt!“ sagte sie, indem ein tiefer Athemzug diesen Ausruf begleitete. „Welch ein thörichtes Wagniß!“

„Er wird auch glücklich wieder heraufkommen. Es giebt solche Menschen, die überall dabei seyn müssen, wo es Unglück und Noth giebt, obgleich sie eigentlich nichts nützen, sondern nur den Uebrigen im Wege sind.“

Die Boosfeld erwiederte nichts auf diese edel gedachte Bemerkung sondern sah schweigend dem Treiben unten zu. Nach einiger Zeit glitten noch einige Männer an dem Seile hinab, dann wurde ein zweites mit einem Sessel hinunter gelassen. Langsam begann man die beiden Seile aufwärts zu ziehen; der Kreis der Umstehenden erweiterte sich, es herrschte eine erwartungsvolle, ängstliche Stille. Da erschien auf dem Sessel festgebunden, mit Blut und Schmutz bedeckt, einer der unglücklichen Arbeiter. Sein Kopf hing scheinbar ohne Leben auf die Brust hinab, die Beine waren zerschmettert. Die Frau des Unglücklichen empfing ihn mit einem herzerreißenden Geschrei. Man trug ihn fort — der Sessel ging wieder hinab und es folgten so nach und nach noch drei andere, ebenfalls scheinbar tödtlich verletzte Arbeiter. Zwei andere lagen unter den Steinmassen begraben; die Uebrigen dagegen hatte ein günstiges Geschick vor dem nahen Tode bewahrt.

Die Boosfeld war vom Fenster zurückgetreten, sie vermochte den Anblick dieser Verunglückten nicht zu ertragen, nicht das Jammergeschrei ihrer Angehörigen zu vernehmen. Der Freiherr dagegen hatte seinen Standpunkt nicht verlassen und benachrichtigte seine Gefährten mit großer Genauigkeit von jedem neuen Ereignisse.

Dalberg und der Doctor waren von Anfang an unten.

„Genug, Herr von Fademann,“ sagte die Frau von Boosfeld — „erzählen Sie mir nichts mehr, es greift mich zu sehr an, meine Nerven sind auf das heftigste erschüttert.“

„Sie nehmen wirklich einen zu warmen Antheil an diesen Leuten,“ erwiederte der Freiherr; dergleichen Fälle ereignen sich hier häufig, dessen ungeachtet wird man nicht vorsichtiger. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen!“

„Sie mögen Recht haben, deßhalb bleiben die Unglücklichen nicht minder beklagenswerth.“

„Es ist jeden Falls ein schönes Loos für sie, von so schönen Lippen beklagt zu werden.“

„Sie sind ein Schmeichler, Herr von Fademann.“

„Und Sie sehr grausam, daß Sie mich stets verlernen.“

„Es ist keinem Manne zu trauen.“

„So machen Sie mich zu Ihrem Ritter, legen Sie mir die schwersten Dienste auf, stellen Sie mich auf jede Probe.“

„Ich möchte es fast versuchen!“

„Und wenn ich bestanden?“

„Wenn Sie wirklich bestanden?“ sagte sie mit niederge-

schlagenen, nur zuweilen schnell aufblickenden Augen — „dann will ich Ihnen vertrauen.“

„Das ist nicht viel, aber ich weiß auch dieses Glück zu schätzen — darf ich Sie um jene Bandschleife bitten, welche dort — ich muß als Ritter doch ihre Farben tragen.“

Sie nahm eine Rosa Bandschleife von ihrem Busen und reichte sie dem entzückten Freiherrn mit einer Anmuth und einem so fesselnden Blicke, daß dieser sich nicht enthalten konnte, auf das Knie sich herabzulassen und die Hand der schönen Frau voll Feuer an seine Lippen zu drücken.

„Auf meinem Herzen soll sie ruhen, von keines Menschen Auge gesehen,“ rief er begeistert — „doch da kommen die Anderen.“

Es war Southey, der aus der Grube zurückgelehrt, jetzt mit Dalberg, dem Doctor und mehreren andern Männern erschien, deren Dankbarkeit sich noch immer durch vielfache Aeußerungen kund gab.

Seine Kleider waren beschmutzt, zum Theil blutig, er selbst sah erhitzt aus, während seine dunkeln Loden feucht um seine Schläfen hingen.

Als er eintrat stieß die Boosfeld einen leisen Schrei aus; ein seelenvoll matter Blick begegnete dem seinen, dann sank sie ohnmächtig zurück und ihm blieb grade noch so viel Zeit, sie in seinen Armen aufzufangen. Nach den schrecklichen Scenen, welche man eben erlebt, erregte dieser Vorfall weniger allgemeine Theilnahme, als es sonst wohl der Fall gewesen seyn würde. Nur Southey, ohnehin tief erschüttert, schien sehr ergriffen davon zu seyn.

Es war inzwischen Abend geworden. Der volle Mond stieg eben in der ganzen Pracht dieses wundervollen Schauspiels über dem fernen Rheingebirge herauf, als man die Rückreise antrat.

Um Mitternacht erreichte man das gastliche Fernheim, und trennte sich, aufgeregert und im Nachdenken über die Ereignisse dieses Tages.

6.

Das auf der Fahrt nach dem Laacher See zwischen Southey und der Boosfeld begonnene Verhältniß war von beiden Seiten fortgesetzt worden, doch zu einer eigentlichen Erklärung immer nicht geblieben. Die Boosfeld schien es vorzuziehen, ohne sich bestimmt zu fesseln, die Süßigkeiten eines nicht völlig erklärten und deshalb auch verheimlichten Liebesglücks zu genießen, während Southey vergeblich bemüht gewesen war, eine bestimmte Entscheidung zwischen ihnen herbei zu führen. Vielleicht mochte die Boosfeld sich auch noch nicht binden wollen, um ihre Freiheit nicht zu verlieren; bei ihrem Charakter war es überhaupt schwer, das jedesmalige Warum ihrer Handlungsweise anzugeben.

Es gehörte zu ihren Gewohnheiten, mehrere Sommermonate in den Bädern zuzubringen, wo sie angenehm und als der Mittelpunkt eines Kreises vergnügungsfüchtiger und vergnügungsbedürftiger Leute lebte. Um selbst nicht den Schein zu haben, als sei der Zweck dieser jährlichen Badereisen lediglich die Lust an Zerstreung, gebrauchte sie während des Winters immer den Rath einiger ihr zusagenden Aerzte, und ließ sich von diesen den Besuch derjenigen Bäder verordnen, welche ihr am besten gefielen. Hier unterwarf sie sich, wenn auch nicht sehr strenge, der dort üblichen Cour, wodurch ihre Nerven allerdings nach und nach in



einen geschwächten Zustand kamen, so daß sie jetzt, wenigstens mit mehr Recht wie früher, eine Heilquelle besuchen konnte.

Für dieses Jahr waren Kreuznach und Ostende bestimmt. Nach dem ersten Orte gedachte sie in wenigen Tagen abzureisen und dort sechs Wochen zu verweilen. Zwischen ihr und Southey war dieser Plan weitläufig besprochen und endlich eine Uebereinkunft dahin geschlossen worden, daß Southey nicht mit nach Kreuznach gehen, dagegen sie nach Ostende begleiten sollte.

Die Gründe, welche die Woosfeld zur Rechtfertigung dieses ihres Vorschlags angeführt, obgleich nur wenig überzeugend, hatten Southey dennoch zur Nachgiebigkeit bewogen, weil sie auf die feinste Weise ihm angedeutet, daß, bevor ihr Verhältnis nicht seinen jetzigen heimlichen Charakter verloren, sie nicht füglich an einem Badeorte mit ihm zusammentreffen könne. Wenn es nun gleich nur von ihr abhing, dieses Hinderniß zu beseitigen; so sah Southey doch in der ihm erteilten Zusage, mit nach Ostende gehen zu dürfen, zugleich das ihn beglückende Geständniß von ihrer Seite vorher, sich ihm förmlich zu verloben, weshalb er es für unzart hielt, den Wünschen der geliebten Frau entgegen zu seyn.

Auch lag in dieser kurzen, durch Briefe gemilderten Trennung ein Reiz, dem er sich um so lieber hingab, als er immer noch das unbestimmte Gefühl in sich trug, es sei hauptsächlich die bezaubernde Nähe der schönen, geistreichen Frau, welche ihn bestricke. Um von diesem quälenden Wahne sich zu heilen und überhaupt mit sich selbst klarer zu werden, ließ er daher bald den Wunsch fallen, sie auch nach Kreuznach zu begleiten.

Niemals war sie hingebender und liebenswürdiger, als am Vorabende ihrer Abreise. Sie errieth den leisesten seiner Wünsche, ja es war wunderbar, wie sie in seinem Innern zu lesen, seine Gedanken zu durchschauen vermochte. Der Schmerz der bevorstehenden Trennung, das Bestreben, die Empfindungen des Herzens nach Außen hin zu verheimlichen, rief eine eigenthümliche Stimmung bei beiden hervor. Die Woosfeld vermochte auch hier den äußeren Schein am besten zu wahren; ihr Benehmen war wenig verschieden von ihrem gewöhnlichen. Nur wenn sie sich unbeobachtet glaubte, streifte ein tiefer, langer Blick, in welchem das ganze Glück und der ganze süße Schmerz der Liebe lag, zu Southey hinüber. Sein leuchtendes Auge hing dann fest und unverwandt an dem ihrigen, so lange, bis die dunkeln seidnen Wimpern sich wieder langsam senkten.

Sie sprachen sich noch wenige Augenblicke allein; sie nahmen Abschied für die kurze Zeit, in der sie sich nicht sehen sollten. Der Liebe dünkt ja ein Tag der Trennung eine Ewigkeit — aber auch hier empfanden sie nicht jenen süßen, reinen Schmerz, der so nahe dem Entzücken verwandt ist — es lag immer etwas Fremdartiges, Gesuchtes zwischen ihnen und hinderte den beglückenden Seelenaustausch, welchen die junge Liebe ihren Günstlingen darbringt.

Als Frau von Woosfeld am anderen Tage abgereist war, bemerkte Jeder auf Fernheim, daß in dem gewohnten Leben eine Veränderung eingetreten sei. Man hatte sich daran gewöhnt, von dieser geistreichen Frau auf irgend eine Weise abhängig zu seyn, und vermiste jetzt die von ihr ausgegangenen Anregungen, obgleich dieselben sich hauptsächlich mehr im Reiche des Angenehmen und äußerlich Fesselnden, als in tieferen, die Seele und das Herz erwärmenden Beziehungen bewegt hatten.

Selbst Dalberg, der am unbefangenen geliebt und eigentlich nicht viel von der Woosfeld hielt, empfand eine Art Leere, obgleich er dies nicht merken lassen wollte. Southey vermochte seine Gefühle jetzt weniger zu verbergen als sonst, und suchte häufig absichtlich die Unterhaltung auf den Gegenstand zu lenken, der ihn fast allein und ausschließlich beschäftigte.

Es kränkte ihn, bei den Anderen weniger Theilnahme für die Entfernte zu finden, und er zog sich daher in sich selbst zu-

rück, wurde schweigsam und ernst, ja er beschloß, Fernheim deshalb ganz zu verlassen. Dalberg entging diese Veränderung seines Freundes nicht und sein scharfer Verstand erkannte bald die Ursache derselben. Er nahm sich vor, deshalb offen mit Southey zu reden und benutzte dazu die erste sich darbietende Gelegenheit.

Southey erfuhr, daß, wie dies gewöhnlich in ähnlichen Verhältnissen der Fall ist, seine Neigung zu der Woosfeld Niemanden in Fernheim ein Geheimniß geblieben und, was er auf das Festigste bestritt, daß sie selbst ziemlich deutliche Anspielungen darauf gemacht habe. Dalberg warnte ihn förmlich vor dieser schönen, mit vielen glänzenden Eigenschaften, aber nicht mit wahrer Tugend des Herzens ausgestatteten Frau, und ertrug die keineswegs ruhig gehaltenen Entgegnungen seines Freundes, ohne seine Ueberzeugung deshalb im Mindesten zu ändern.

„Was bewegt Sie, Dalberg,“ fuhr Southey fort, „so hart und lieblos über eine Frau zu urtheilen, die sich stets bemüht hat, gegen Sie artig und zuvorkommend zu seyn?“

„Habe ich diese Eigenschaften, sowie ihre vielen Talente jemals in Abrede gestellt? Was mich bestimmt, in dieser Weise über Frau von Woosfeld zu sprechen, welche längere Zeit die Gastfreundschaft meines Hauses genossen, ist einzig und allein der Antheil, den ich an Ihnen nehme, Southey, und auch nur gegen Sie, davon können Sie fest überzeugt seyn, habe ich und werde ich ein solches Urtheil über Frau von Woosfeld fällen, obgleich es das allgemeine ist.“

„Das letztere ist eine Unwahrheit!“ sagte Southey heftig.

„Sie sind im Begriff,“ erwiderte Dalberg ruhig, indem er seinem aufgeregten Freunde die Hand reichte, „in ein Verhältniß zu dieser Frau zu treten, was für Ihr ganzes Leben entscheidend seyn muß und wodurch Sie, meiner Ansicht nach, unglücklich werden würden; zürnen Sie mir daher nicht, daß ich meine Ueberzeugung offen gegen Sie ausspreche. Ich würde es für eine große Schwäche, für eine Pflichtverletzung halten, wenn ich es unterließe.“

Southey schwieg, aber es war unverkennbar, daß diese Worte keinen Eindruck auf ihn machten.

„In wiefern Sie es für angemessen halten, irgend einen Werth auf meinen Rath zu legen, muß ich Ihnen überlassen, nur die eine Bitte werden Sie gewähren: prüfen Sie nochmals ehe Sie handeln — damit Sie mir wenigstens mit vollerer Ueberzeugung Unrecht geben können, als Sie es jetzt zu thun vermögen.“

„Ich verspreche es Ihnen, Dalberg,“ sagte Southey, seinem Freunde die Hand schüttelnd, „aber nun überlassen Sie auch die Sorge über mich mir selbst, und seien Sie nicht der Wurm, der sich an die Blüthe meines Glücks fest.“

„Sie sollen kein Wort über diesen Gegenstand mehr von mir hören — aber Sie bleiben bei uns, bis Sie die Woosfeld abholen, nicht wahr?“ setzte er herzlich hinzu.

„Gewiß, Dalberg,“ erwiderte jener leicht erröthend darüber, daß seine Absicht, Fernheim zu verlassen, errathen war.

Das Leben auf Fernheim, obgleich verschieden von dem bisherigen, wurde allmählig, selbst für Southey, nicht minder anziehend. Ruhig und still floß es dahin; das Aufregende, welches ihm bisher Reiz verliehen, war verschwunden, statt dessen hatte sich ein Friede der Gemüther bemächtigt, welcher mit der ländlichen Umgebung und der wundervollen Schönheit der Landschaft in vollem Einklange stand.

Southey schweifte die größte Zeit des Tages in der Gegend umher, die Anderen gingen ihren Geschäften nach. Der Freiherr von Fademann war verreist, und der Dr. Kraft hatte, da seine Praxis immer in den Anfängen blieb, das nahe Städtchen verlassen, so daß man dieser beiden Besuche ledig geworden war.

Die Abende gewährten den größten Genuß. Wenn die Sonne



dem Sinken nahe stand, wenn die lang gezogenen Schatten, die magischen, gemilderten Lichtöne der Gegend jene friedliche Ruhe verliehen, welche der freundlich scheidende Tag in seinem Abschiedskusse stets der Erde aufdrückt, dann versammelte sich die kleine Gesellschaft auf der Terrasse des Gartens und verweilte dort in heiteren Gesprächen so lange, bis die Nacht mit ihrem reichen Sternenmantel die schlummernde Welt bedeckte.

(Fortsetzung folgt.)

### Gesundheitslehre.

(Fortsetzung.)

Fortsetzung des 27ten Kapitels über Verdauung und Ernährung.

In einem vorangehenden Artikel haben wir gesehen, daß die Ernährung geschieht, durch Aufnahme, Verdauung, Aneignung und Ausscheidung der Nahrungsmittel. Die Aufnahme ist im Einzelnen bereits geschildert, und dabei angegeben, daß die Verdauung der aufgenommenen Speisen noch zu den Processen gehört, wodurch dieselben erst in den Zustand verjert werden, daß der Organismus sich dieselben aneignen könne. Dieser Theil in der Funktion der Ernährung ist so wichtig, daß es gerechtfertigt erscheint, denselben noch einer specielleren Betrachtung zu unterwerfen, welche nicht verfehlen kann, das Interesse in hohem Grade in Anspruch zu nehmen.

Die Speisen, welche in zerkleinertem Zustande durch die Speiseröhre in den Magen gelangen, werden in diesem zunächst mit Magenschleim vermischt und in diesem mit einem eigenthümlichen Absonderungssaft der Magendrüsen in Berührung gebracht. Dieser Magenjaft nun ist es, welcher alle verbaulichen Speisen vollständig zerlegt und in eine so vollständig aufgelöste Flüssigkeit umgewandelt, daß sie keine festen Bestandtheile mehr darstellen, sondern als Flüssigkeit die Form erlangt haben, in welcher sie durch die Gefäßwände hindurch von eigenthümlichen Gefäßen aufgenommen werden und in diesen den Nahrungsjaft darstellen, der von da an weiter geführt und dem Blute beigemischt wird. Dies ist der Act der Aneignung der Nahrungsmittel, nach welchem erst der weitere Act folgen kann oder der Act der Stoffbildung oder Ernährung. Die Entstehung des Nahrungsjaftes aus den Nahrungsmitteln, welche eine ganz andere mechanische und chemische Beschaffenheit hatten, ist erst in neueren Zeiten erkannt worden und zwar haben die merkwürdigen Beobachtungen eines amerikanischen Arztes des Dr. Beaumont hier zuerst und vollständig Licht gegeben. Im Jahre 1825 nämlich bekam derselbe einen canadischen Jäger in Behandlung, welcher durch einen Schuß in der Magengegend so verwundet worden war, daß die Wunde in die Höhle des Magens eindrang. Dieser junge kräftige Mensch wurde glücklich am Leben erhalten und geheilt, aber so, daß eine Oeffnung mit vernarbten Rändern in der Magengegend zurückblieb, durch welche man von außen in die Magenöhle eindringen, Stoffe unmittelbar in den Magen einführen oder sie aus demselben herausnehmen konnte. Der Canadier hatte eine so kräftige Constitution, daß er sich trotz dieser Oeffnung im Magen (Magenfistel) ganz erholte und als vollkommen gesund betrachtet werden konnte. Dr. Beaumont erkannte in diesem Subject eine vortreffliche Gelegenheit, directe Beobachtungen über die Vorgänge der Verdauung im Magen anzustellen und benützte diese Gelegenheit auf ausgezeichnete Weise, während einer längeren Zeit, zuerst 4 Monate und sodann, nachdem er den Menschen zu dem ausdrücklichen Zweck des Experimentirens über die Magenverdauung in seine Dienste genommen hatte, 3 Jahre hindurch.

Die gewöhnliche Methode, den Magenjaft, mit welchem experimentirt werden sollte, zu erlangen, bestand darin, daß der junge Mann so gelegt wurde, daß die Magenfistel nach unten gerichtet war, nachdem eine dünne Kautschudröhre 6 Zoll tief in die Magenöhle eingeführt worden war. Hierbei floß nun der Magenjaft erst tropfenweis und sodann in ununterbrochenem Strome aus, was verstärkt wurde, wenn man die Magenhäute durch Hin- und Herbewegen der Röhre mechanisch reizte. Dies geschah, bevor Speisen in den Magen gekommen waren oder also in nüchternem Zustande, und veranlaßte nach dem Abfluß von 2 bis 4 Loth Magenjaft ein gewisses Gefühl von Schwäche. — Der so erhaltene höchstens mit etwas Magenschleim vermischte Magenjaft war eine durchsichtige, geruchlose, etwas salzig und lauer schmeckende Flüssigkeit, welche sich mit Wasser, Wein oder Branntwein leicht vermischte und Eiweiß gerinnen machte. Die auflösende Kraft des Magenjaftes, über welche man bis dahin ganz in Ungevißheit gewesen war, wurde durch Beaumont zuerst unwiderleichtlich festgestellt. Fast jede Art von Nahrungsstoff thierischer oder pflanzlicher Natur wurde bei der Temperatur der Blutwärme (30° R.), wie sie im Magen vorhanden ist, binnen we-

nigen Stunden vollkommen zu einem weichen Teig verwandelt, gerade wie man ihn im Magen kurze Zeit nach einer Mahlzeit vorfindet. Milch und flüssiges Eiweiß gerannen zuerst und wurden dann aufgelöst. Eine gewisse Menge von Nahrungsstoffen erforderte eine bestimmte Quantität Magenjaft; hörte die Auflösung auf und man setzte mehr Magenjaft zu, so begann die Auflösung wieder. Kalter Magenjaft dagegen war ganz wirkungslos; z. B. 1 Stück gebratenes Rindfleisch blieb bei 1° über dem Gefrierpunkt 24 Stunden lang vollkommen unverändert, als man aber dann das ganze auf 30° R. erwärmte, gieng sogleich die Auflösung auf die gewöhnliche Weise vor sich. Wenn diese Temperaturbedingung beobachtet wurde, so ergab die Auflösung der Stoffe in Magenjaft außerhalb des Körpers fast nicht die mindeste Verschiedenheit von der Auflösung derselben innerhalb des Magens. Dr. Beaumont machte nun aber auch viele Beobachtungen über die Verdauungsvorgänge innerhalb des Magens, indem er Speisebrei zu verschiedenen Zeiten durch die Magenfistel herausnahm und untersuchte, oder indem er Nahrungsstoffe direct oder in eine mit Löchern versehene Röhre eingeschlossen in den Magen durch die Fistel hineinbrachte, und zur Untersuchung nach Verleiben wieder herausnahm.

(Fortsetzung folgt.)

### Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I.

(Fortsetzung.)

#### + Das orthographische Schreiben.

Napoleon schrieb fast kein Wort richtig, bemerkte es aber augenblicklich, wenn die Abschriften Fehler enthielten. Einst sagte der gefangene Kaiser zu Las Cases: „Nicht wahr? Sie schreiben nicht orthographisch?“ — Als er nun sah, daß Jemand, der zugegen war, über diese Frage etwas böshast lächelte, fügte er schnell hinzu: „Wenigstens sehe ich es voraus. Denn ein Staatsmann, auf welchem bedeutende Geschäfte lasten, kann und darf durchaus nicht orthographisch schreiben. Seine Gedanken eilen schneller, als seine Hand. Seine Zeit erlaubt ihm nur in großen Umrissen zu arbeiten; er muß Worte in die Buchstaben, Phrasen in die Worte legen, und es dann den Abschreibern überlassen, Alles auseinander zu wirren.“

#### + Der glückliche Gedanke (nach Segur.)

Es war am 28. Julius 1812, als Napoleon, ermüdet von dem ewigen Verfolgen der sich fortwährend zurückziehenden russischen Armee, mit seinen Garden nach Witewsk zurückkehrte, sich nach dem kaiserlichen Palaste daselbst begab, seinen Degen losschnallte, ihn hastig auf seinen mit Landkarten bedeckten Tisch legte und ausrief: „Hier mache ich Halt. Hier will ich mich wieder sammeln. Hier meine Armee vereinigen. Hier will ich rasten, und Polen organisiren. Veenbigt ist der Feldzug von 1812; der von 1813 wird das Uebrige thun.“ — Während dem ist der König Mirat bei den Vorposten, er sieht hin und wieder den Feind auftauchen und ist wütend, daß er sich nicht unter ihn stürzen kann, daß er seiner Kampflust Gewalt anthun muß. Er eilt nach Witewsk, und bestürmt Napoleon, vorzurücken. Mit seinem wilden, unzähmbaren Muthe vermischt er sich, er, der als König sein Leben eben so wenig achtete, als damals, als er noch gemeiner Soldat war, den Feind zu zermalmen. Napoleon lächelt und spricht: „Mirat! der erste russische Feldzug ist beenbigt. Hier wollen wir unsere Adler aufpflanzen. Zwei große Flüsse bezeichnen unsere Stellung; lasset uns Blockhäuser auf dieser Linie errichten, das Feuer der Geschütze muß sich überall kreuzen. Hier wollen wir ein geschlossenes Carré bilden. Nach Außen und an den Ecken müssen Kanonen aufgestellt werden; der innere Raum soll die Magazine und die Cantonirungen enthalten. Das Jahr 1813 führt uns nach Moskau; 1814 gehen wir nach Petersburg. Zum russischen Kriege sind drei Jahre erforderlich.“ — Noch an demselben Tage sagte er zu dem Generalintendanten seiner Armee: „Sie, mein Herr, werden darauf bedacht seyn, hier für unsere Lebensmittel zu sorgen! Und dann,“ sich an seine Offiziere wendend, sprach er mit lauter Stimme: „Dann wollen wir nicht so thöricht seyn, wie Karl XII.“

Wäre übriges Napoleon diesem Entschlusse treu geblieben, wie hätte sich dann ganz anders das Schicksal Europa's gestaltet! — Durch die Aenderung dieses Entschlusses entschlüpfen dem Eroberer die Bügel der Weltherrschaft. (Fortsetzung folgt.)

#### Das Gespenst.

Der geizige Lord P., ein Jagestolz, bewohnte mit seiner Schwester und einem Bedienten ein großes Haus in London, das schon sein Urgroßvater bewohnt hatte. Von diesem Hause gieng die Sage, daß zu verschiedenen Zeiten Gespenster darin spukten. Einst kam Lord P. mit seinem Bedienten von einem Balle nach Hause und hatte sich da so mit hitzigen Getränken überladen, daß er sich ausziehen und wie ein Kind in das Bett legen lassen mußte. Am Morgen früh um die vierte Stunde (es war im Spätherbst) erhob sich auf ein Mal ein Gepolter, bald in der Nähe, bald in der Ferne. Lord P., der nun wieder zur Besinnung gekommen war und an das



Gespent in seinem Hause dachte, schauderte und es standen ihm die Haare zu Berge. Endlich kam das Gespant immer näher und zu seinem Schrecken in die Schlafkammer an sein Bett. Es glied einem alten Manne, sein Gesicht war aber ziemlich verumumt. Der Lord wollte laut aufschreien und seinen Bedienten zu Hilfe rufen, aber der Geist winkte ihm, zu schweigen. Hierdurch bekam er etwas Muth und fragte Jenen, was sein Begehrt sei. Der Geist antwortete in dumpfem Tone: „Seit hundert Jahren habe ich in einem Garten einen Schatz von hundertundfünzigtausend Pfund Sterling vergraben und kann nicht eher ruhen, bis ich Dir, meinem Urenkel, denselben übergeben habe, denn Dir ist er von der Vorsehung zugebach. Sei ohne Furcht, gehe mit mir und nimm den Schatz.“ — Der Lord, ein Geizhals, fürchtete sich zwar anfangs, aber die Worte seines vorgebliehen Urgroßvaters, von dem er vieles Gute gehört hatte, machten ihn mutbig, und da er auch überdies nicht zu den aufklärtesten Köpfen gehörte, so schickte er sich an, dem Geiste zu folgen. Dieser führte ihn in einen Garten, der aber dem guten Lord ganz unbekannt vorkam. In diesem Garten bezeichnete er ihm einen Baum und sprach: „Hier grabe nach und nimm den Schatz.“ Während er sich den Garten genau besah, war der Geist verschwunden und der Lord befand sich allein. Freudig und dem Geiste im Stillen dankend, trat er seine Rückreise wieder an. Da er sich nicht gleich zurecht finden konnte, so mochte er ungefähr zwei Stunden außer seinem Hause verweilt haben. Er legte sich zu Hause wieder schlafen; als er aber am Morgen gegen neun Uhr aufsteht, sieht er seinen Secretair offenstehen. Er eilt hinzu und findet, daß ihm zehntausend Pfund Sterling, die er am vorigen Tage erst erhalten hatte, gestohlen worden sind. Er ruft sogleich seinen Bedienten, allein dieser war nirgend zu sehen und zu finden. Auf dem Tische fand er einen Zettel, welcher lautete: „Zehntausend Pfund Sterling habe ich von dem Lord P. geborgt erhalten und verspreche, sie in einigen Tagen wieder zurückzahlen. Das Gespant.“

#### Ein Zug des Königs Ludwig von Baiern.

An einem der ersten Dezembertage des vorigen Jahres ging in München am Leihhause vor dem Rathor ein Herr vorüber, der den Ueberrock über dem Arme trug und alsbald von einem weiblichen Posten der dortigen Besatzung mit der Frage attackirt wurde, ob er vielleicht den Ueberrock versehen wolle. Der also Angeredete, dem wohl zum ersten Male in seinem Leben die Menschenfreundlichkeit in dieser Gestalt in den Weg trat, erstaunte zuerst und gab dann wirklich sein Kleidungsstück her, worauf er nach kurzer Zeit einen Pfandzettel, auf 10 Gulden lautend, und baare 9 Gulden 48 Kreuzer erhielt, weil die Frau für ihre Mühe einen Zwölfer abzog. Wie erstaunte aber dieselbe, als der Herr ihr den ganzen Betrag schenkte und sich als König Ludwig zu erkennen gab! Bis sie wieder zum Bewußtseyn kam, war der erhabene Fürst schon seiner Wege gegangen, der im zweihundstebsigsten Lebensjahre den ersten Pfandzettel still lächelnd bewunderte und in die Tasche steckte.

#### Aus der guten alten Zeit.

Es ist schon wahr, die gute alte Zeit kannte unsere vielbellagte „Ueberfeinheit“ nicht. Da erzählt uns Hornmayer in einem Jahrgange seines „Taschenbuchs für vaterländische Geschichte“ ein Beispiel ziemlich seltsamen Geschmacks bei den Belustigungen unserer Altvordern, der gegen den heutigen freilich etwas absteht. Bei der berühmten Prozeßion Sablon sah man einen Bären als Organist, der mit Händern geschmückt auf einem Wagen stand, mit den Bordspalten auf den Tasten einer Orgel ruhend. Um die Tollheit vollkommen zu machen, hatte man statt der Orgelpfeifen Razen in enge Kästen eingesperrt, in denen sie sich nicht bewegen konnten. Ihre Schwänze ragten oberwärts aus dem Kasten durch besonders dazu gemachte Löcher und waren mit Schnüren gebunden, die im Orgelregister hingen. Jedes Mal, wenn der Bär eine seiner schweren Tazen fallen ließ, zog er damit die Schwänze der Razen hoch, die dann ein abscheuliches Getöse anstimmten. Von Zeit zu Zeit schlug der Bär seine Orgel und die Razen schrien jämmerlich durch den Prozeßionsgesang.

#### Amerikanisch.

Gerstäder erzählt in seinen „Echos aus den Urwäldern“: Ein Freund von mir hat eine große Meierei angelegt, aber trotz aller fleißigen Bebauung und trotz dessen, daß er viele Arbeiter dabei beschäftigte, schien die Sache nicht gedeihen oder ihm doch keinen Nutzen bringen zu wollen. Sein Land trug ihm nicht, was es kostete, und vergebens zerbrach er sich den Kopf, woran Das wohl liege. Eines Abends, gerade als seine Drescher von ihrer Tagesarbeit nach Hause giengen, wurde einer von denselben gerufen, das Pferd eines Herrn zu halten, der eben angekommen war, und der Mann trat, den Hut fest auf die Seite gesetzt, dienstbereit herbei.

Das Pferd hatte aber einen scharfen Geruch; es war weder getraht und ziemlich hungrig geworden und konnte der Anziehungskraft nicht widerstehen, welche der Hut des Mannes ausübte. Ehe es sich dieser versah, fuhr es mit der Nase dagegen, herunter kam der Hut und heraus quoll ein goldener Haferschauer. Nichts ist so fein gesponnen, es kommt endlich an das Licht der Sonne. Jetzt wußte mein Freund auf ein Mal, weshalb er so viel Stroh und so wenig Körner erntete: seine Arbeiter hatten es sich angewöhnt, allabendlich Hutladungen voll Getreide mit nach Hause zu nehmen.

#### Sprichwörter.

- + Böses kommt geritten,  
Geht aber weg mit Schritten.
- + Wer schlechte Botchaft bringt, kommt früh genug.
- + Wo ein Brauhaus steht, kann kein Badhaus stehen.

#### Goldkörner.

- \*. Daß wir alle Hand  
Durchs Leben könnten geben,  
Und unser liebes Vaterland  
Mit Thränen wiedersehen!  
Und an dem Ziele noch zugleich  
(So wolle Gott es lenken!)  
Mit Ruhe, reifen Früchten gleich,  
Das Haupt zur Erde senken!

\*. Bedenke, daß die Geistesruhe und die Heiterkeit die einzige Art des Glücks sind, dessen wir genießen können; in uns selbst müssen wir unser Glück suchen, nicht in äußern Dingen, die uns durch falschen Schein täuschen.

\*. Ausübung der guten Lehren der Weltweisen, das ist die wahre Weltweisheit.

\*. Sei des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, des Verzagten Arm!

#### Maritätenkästlein.

†† In einer Gesellschaft sagte nach einer kurzen Debatte, welche von dem Vorzug der Geschlechter handelte, ein junger, eingebildeter Ged zu einem wohlgezogenen und bescheidenen Mädchen: „O, mein Fräulein! ich muß Ihnen sagen, daß die Frauenzimmer keine Menschen sind!“ — „Sie mögen vielleicht Recht haben,“ erwiderte das Mädchen ganz bescheiden, sie sind nämlich Engel, welche die Eigenschaft besitzen, mit den Thorheiten solcher Menschen, die Jenes glauben, Rücksicht zu haben.“

†† Ein Herr gab seinem Bedienten einen Zettel mit Nummern mit, um ihm in der nächsten Stadt aus einer Leihbibliothek Bücher zu holen, und schärft es ihm recht sehr ein, den Zettel nicht zu verlieren. — „Auf jeden Fall wäre es doch besser, wenn Sie die Nummern noch ein Mal auf die Rückseite des Zettels schreiben würden,“ meinte der Bediente. — Der Herr that es.

†† Der einzige Fehler. Preuke. Ich habe Alles, was eenen Menschen glücklich machen kann. Nicht, Männlein? Was fehlt mich? — Sachse. Ach, mei' Rutecker, da fehlt Sie blos noch 'ne deutsche Grammatik!

#### Homonymie.

Ich bin ein reicher Kasten,  
Ich bin ein reiches Haus,  
Du darfst in mir nicht fasten,  
Die Mittel geh'n nicht aus,  
Bin vielfach im Gebrauch  
Der Schüler kennt mich auch.  
Doch wenn ich einmal falle,  
Die Gelber bleiben aus,  
Bin ich die Trauerhalle,  
Wo Schreden herrscht und Graud,  
Wo die Verzweiflung tobt,  
Die Niemand wünscht und lobt. C. Jul. Cr...

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:  
Secretair.

Krippe und Grippe.

Bon den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856 und 1857 des Unterhaltungsblattes, erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direct bei der Redaction gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandstedt.